

## Zur Jugendschriftenfrage

Eine Sammlung von Aufsätzen und Kritiken

Herausgegeben von den

Vereinigten deutschen Prüfungs-Ausschüssen für Jugendschriften

Leipzig, Verlag von Ernst Wunderlich, 1903.

---

[22]

**Karl May.**<sup>1</sup>

Eine kritische Plauderei

Von

**Ernst Weber-München.**

„Karl May – Old Shatterhand – ist da!“<sup>2</sup>

So las ich vor einigen Jahren unter den Annoncen der Münchener Neuesten Nachrichten und einige Zeilen tiefer, daß ihn Freunde und Bewunderer nach vorheriger schriftlicher Anmeldung im Hotel Trefler sehen und sprechen könnten. Mein Plan war rasch gefaßt; denn obgleich ich lange Zeit keinen „May“ mehr in der Hand gehabt hatte, zählte ich doch noch immer zu den Bewunderern des kühnen, weitgereisten Mannes, über dessen Bücher ich einst als „grüner Junge“ so manche Nacht gebeugt saß, bis mir das Öl in der Lampe ausgegangen war und – kurzum: den Mann mußte ich kennen lernen und zwar sofort! Gleich mir mochte auch manch anderer das Verlangen gefühlt haben; denn beim Mittagessen war die oben erwähnte Freudennachricht das erste, was mir mein Freund über den Tisch zurief: „Den sehen wir uns doch mal an – was?“ „Das ist klar!“ Und so pilgerten denn nachmittags vier Uhr zwei „Bewunderer“ in die Sonnenstraße, nachdem sie sich vorher schriftlich angemeldet hatten. Dort im Treflerschen Hotel wies man uns in den kleinen Saal des ersten Stockes, und da fanden wir ihn, den vielbesungenen Helden seiner eigenen Romane, Karl May, Old Shatterhand, Kara Ben Nemsî Effendi –oder wie ihn sonst noch der wilde Westen oder die Blumensprache des Orients benamsen mochte – da stand er nun leibhaftig vor uns, umringt von einer mehr als hunderköpfigen Jungenschar, vom kleinsten, nur wenig über einen Meter hohen Lateiner bis zum langaufgeschossenen Primaner mit dem ersten Flaum auf der Oberlippe. Das wogte hin und her, das lachte und scherzte, um plötzlich zu verstummen, wenn der kleine, untersetzte Mann mit den schon etwas angegrauten, steif nach hinten gekämmten Haaren, der – das fiel mir auf den ersten Blick sofort zu meiner bedauernden Enttäuschung auf – äußerlich so gar nichts an sich hatte, was [23] ihn vom alltäglichen Durchschnittsmenschen unterschied, dort an der langen Tafel das Wort ergriff und mit lebhaften Gestikulationen und krampfhaften Verzerrungen der Gesichtsmuskeln erzählte von gräßlichen Abenteuern mit dem Löwen der afrikanischen Wüste oder mit dem furchtbaren Grisly Nordamerikas. Dann legten sich die stürmischen Wellen der Unterhaltung, und einige Backfischchen, die von den zukünftigen Vertretern des stärkeren Geschlechts heute nach Indianersitte rücksichtslos in den Hintergrund gedrängt wurden, schauten mit großen Augen empor zu dem berühmten Romanhelden, „von dem man schon so viel vernommen, und der nun endlich selbst gekommen.“

Wir hörten ihm eine Weile zu und schoben uns langsam näher. Mein Freund übernahm die Vorstellung. Mit größter Liebenswürdigkeit begrüßte uns der Gefeierte, dem wir bereits aus unsern Karten bekannt waren, und auf die ihm umdrängende Scharweisend, fügte er hinzu: „Sie sehen, meine Herren, jetzt können wir kein vernünftiges Wort miteinander reden; doch wenn Sie Lust haben, wird es mir ein Vergnügen sein, mit Ihnen heute Abend ein Glas Bier zu trinken.“ „Sehr erfreut! – Besten Dank!“ Die Hand des schlaggewaltigen Mannes lag in der meinen. Ich war abermals enttäuscht – war das die

---

<sup>1</sup> Als Vorlage für den Neusatz dieser Studie von Ernst Weber (1873 – 1948) diente das Faksimile in dem von Siegfried Augustin herausgegebenen Buch „Für und wider Karl May“ (Band 16 der „Materialien zur Karl-May-Forschung“, KMG-Press, Ubstadt, 1995). Der Text wurde zeichengetreu erfasst, am Seitenende getrennte Wörter wurden auf die Anfangsseite vorgezogen. Die Fußnoten sind ergänzende Kommentare, sie stehen nicht im Original!!

<sup>2</sup> Aufenthalt Karl Mays in München vom 04. bis 10. Juli 1897; Ernst Weber war zu dieser Zeit 24 Jahre alt und offenbar bis dahin überzeugt von der Gleichsetzung Karl May = Old Shatterhand, d. h. der Authentizität der Romane!

„alte Schmetterfaust“? Ich trage Handschuhnummer 7½, und sie verschwand zwischen meinen Fingern wie eine Frauenhand. Heute, nachdem ich den 26. Band Mayscher Reiseromane gelesen habe, würde ich besser vorbereitet sein; denn gleich mir wundert sich dort Seite 12 der Trapper Jim Snuffle über die berühmte Shatterhand: „Ihr seid wirklich ein ganz außerordentlicher Spaßvogel. Das ist ja eine Frauenhand. So weiche Finger hatte unsere Tante selig.“ Aber damals hatte ich mir den Mann anders vorgestellt – so einen, dem die athletische Kraft des *biceps brachii* gleichsam durch den Rockärmel zittert, und nun! – Doch man kann sich täuschen. Und wie oft hast du dich schon getäuscht! Gedulde dich bis zum Abend!

Und der ersehnte Abend kam, und wieder zogen zwei Wanderer des Wegs und bogen in die Sonnenstraße, und mit gespannter Erwartung der Dinge harrend, die da kommen sollten, stiegen sie die teppichbelegte Treppe hinan. Wir hatte es günstig erwischt. Wohl war der Saal auch diesmal wieder fast gefüllt, aber wir erhielten zwei Sitze, die man uns mit größter Liebenswürdigkeit frei gehalten hatte, vis-à-vis dem Mittelstück der hufeisenförmig gestellten Tafel, und hatten so die beste Gelegenheit, die Persönlichkeit des berühmten Reisenden aus nächster Nähe studieren zu können. Es war eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, die sich eingefunden hatte, Leute aus allen Berufsklassen: **[24]** Offiziere und Arbeiter, Kaufleute und Literaten, Geistliche und Lehrer, Herren vom Forstwesen. Auch Damen waren zugegen. Die bemerkenswerteste unter ihnen war wohl Karl Mays Gattin „Emmeh“. Sie hatte, wie uns der Schriftsteller in Laufe des Abends erzählte, ihrer Ähnlichkeit mit Nodschi [sic], der schönen Schwester des berühmten Indianerhäuptlings Winnetou, den ersten Eindruck auf des Gatten Herz zu verdanken, und mit doppeltem Interesse betrachteten wir die gefeierte Dame.

Karl May behandelte die Erschienenen mit größter Liebenswürdigkeit, gleichsam wie Glieder einer großen Familie. „Ein Schriftsteller kennt keine Geheimnisse vor seinen Lesern, er gehört zu ihnen und sie zu ihm – wie der Vater zu seinen Kindern.“

Und in der Tat: Old Shatterhand hielt mit nichts zurück, sondern erzählte uns von allem Möglichen und zwar im buntesten Wechsel, von einem Gebiet ins andere überspringend, ohne daß es mir gelungen wäre, irgendwelche Associationspunkte zu entdecken, von den intimsten Dingen, die ihm persönlich Seele und Leib berührten, von seiner Brautwerbung, wie von seinen Mahlzeiten, von erlebten Gefahren und Abenteuern, u. a. die Anekdote von der Locke: „Das muß ich Ihnen erzählen, meine Herren! Komme ich da jüngst nach Bonn – inkognito selbstverständlich. Aber schon am Bahnhof ward ich erkannt. Man schleppte mich ins Hotel. Ich mußte mir für meine vielen Freunde einen eigenen Saal mieten. Jeder wollte mein Autograph haben. Ich schwitzte im Lauf von 3 oder 4 Stunden mehrere Hemdkragen mit Unterschriftenschreiben, und am Ende fiel es einem kleinen Knirps gar ein, eine Locke von mir zu verlangen. Ich habe, wie Sie sehen, nur Borsten; aber ich machte ihm Hoffnung: „Eine Locke kannst du leicht haben; ich lasse mir morgen die Haare schneiden.“ Am nächsten Tag – welche Überraschung! Vor meinem Hotel: doppeltes Spalier der studierenden Jugend bis zum nächsten Friseurladen. Ich trete dort ein. Der Bader wirft mir den Mantel um und beginnt sein Geschäft. Da nach den ersten Schnitten geht die Tür auf; ein paar Gymnasiasten stürzen herein – krips, krops, die am Boden liegenden Haare sind verschwunden. Und so geht das fort, bis die Schererei vollendet ist. Der Friseur ist starr vor Staunen. So etwas ist ihm noch nicht passiert. „Wer sind Sie denn eigentlich?“ fragt er endlich, und ich: Nur ein einfacher Schriftsteller. „Und Ihr Name?“ – Karl May. Das reißt dem Mann die Augen auf: „Was, Sie! Karl May? Old Shatterhand?“ – Yes! – „Herrgott, und ich bin Ihr eifrigster Leser und habe nun kein Härlein mehr von ihnen!“ Und so in diesem Tone ging es weiter; hin und wieder eingestreute Zweifelsfragen der Anwesenden wies **[25]** Old Shatterhand mit überlegener Souveränität zurück oder sprang über auf ein neues interessantes Gebiet. Ich hörte ihm schweigend zu. Der Mann schien mir zuerst ein psychologisches Rätsel. Dann nach etwa zwei Stunden stieg ich auf – mein Freund lachte und sprach etwas von „Blauwerden“ – ich aber ging, ärgerlich über den Mann, den ich nun endlich persönlich kennen gelernt hatte, und noch ärgerlicher über mich selbst, den die Mayschen Schriften so lange fesseln konnten. Und ich begann ernstlich über den „Schriftsteller“ nachzudenken, nachdem ich von dem „Menschen“, den ich so lang bewundert hatte, so bitter enttäuscht gehen mußte.

Ich hatte lange Zeit nichts mehr von Karl May gelesen und nahm darum einige Bände seiner neueren Romane zur Hand – „Old Surehand“ und „Satan und Ischariot“. Aber sonderbar: die alte Begeisterung, die atemlose Spannung, wollte nimmer kommen. War ich plötzlich ein alter Mann

geworden? Kaum – der Kalender wußte noch nichts davon. Was war es nur, daß mir die Erzählungen nicht mehr gefallen konnten, so daß ich das Buch am Ende mißmutig aus der Hand legte? Und da wurden mir nach und nach die Gründe klar: Mein literarischer Geschmack war ein anderer geworden; ich hatte nahrhafte Geisteskost genießen gelernt, und verpfefferte, verwässerte oder versalzene Brühe konnte mir nicht mehr munden. In hing nicht mehr ausschließlich am Stofflichen wie in früheren Jahren, und die Schilderung eines phantastischen Abenteuers genügte nicht mehr, meine literarischen Ansprüche zu befriedigen oder mich gar zu fesseln. Der Zauber war dahin und blieb verschwunden; und was immer mir von Karl May in die Hände fiel, ich konnte ihm nichts mehr abgewinnen.

Karl May soll durch seine schriftstellerische Tätigkeit ein reicher Mann geworden sein. Ich bezweifle dies keinen Augenblick, und ein Verleger, dem es vor allem auf den Verschleiß der herausgegebenen Bücher ankommt, kann sicher seine helle Freude an ihm haben. Karl May hat nun eine ganz stattliche Anzahl von Romanen geschrieben. Die beiden Bände, welche ich mir jüngst zusenden ließ, tragen die Nummern 26 und 27, also mindestens 27 Bände, jeder Band 600 und in die 20 Seiten, das gibt fast 18 000 Seiten, eine ganz enorme Fruchtbarkeit, wenn man bedenkt, daß er noch Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften ist, und daß verhältnismäßig kurze Zeit seit der Entstehung seiner ersten Bände verfloß. Und dazwischen macht der Mann noch große Reisen. Kein Wunder, wenn er, wie er uns an jenem Abend erzählte, nicht „wie ein gewöhnlicher Mensch“ arbeitet, sondern gleich mehrere Tage und Nächte [26] lang ununterbrochen fortschreibt. Und er zählte bis in die neueste Zeit zweifelsohne zu den beliebtesten deutschen Autoren. „Unter fünf Lesern“ – so sagte mir vor einigen Jahren ein guter Freund, der als Leiter einer hiesigen Volksbibliothek, einen ziemlich genauen Einblick in den literarischen Geschmack der breiten Masse gewann – „unter fünf Lesern verlangen sicherlich vier Karl May“. Das ist ein gewaltiger Prozentsatz. Und er wird gelesen von unserer Jugend an Volks-, Mittel- und Hochschulen, doch nicht nur von unserer Jugend, die ihn geradezu verschlingt, sondern auch von ernst zu nehmenden Männern, von Beamten, Bürgern und Arbeitern, von Geistlichen und Lehrern, von höheren Militärpersonen und nicht zuletzt von unseren jungen Damen, die in ihm den Helden ihrer Träume finden, dem nichts unbesieglich erscheint, der alles überwindet, was ihm in den Weg tritt, mit einer Kraft, Gewandtheit und Schläue, die nichts Menschliches mehr an sich hat.

Solche Gestalten imponieren nun unseren Jungen und allen jugendlich Fühlenden, und es wunderte mich garnicht, als ich eines Tages einen mir befreundeten jüngeren Beamten in einem kleinen Landstädtchen aufsuchte und ihn fand in einem Zimmer, das er ganz im Mayschen Geiste nach Art eines Indianerwigwams ausgestattet hatte. Silberbüchsen, Stutzen und Bärenhörner hingen umher, Medizinbeutel und Skalpe aus Pferdeschwänzen, und inmitten all der Herrlichkeiten saß er selbst mit einem Revolver und einer Mayschen Indianergeschichte. Es gäbe ein Buch für sich und ein dickleibiges dazu, wollte man all die Unwahrscheinlichkeiten, all die Übertreibungen und unmöglichen Zufälligkeiten zusammenstellen, die sich in Karl Mays Reiseromanen vorfinden.

Die Münchener Neuesten Nachrichten haben im Feuilleton ihrer diesjährigen Faschingsnummer eine Satire auf Karl Mays Art, seine Erlebnisse „auf fremden Pfaden“ darzustellen, gebracht, und ich habe beim Durchlesen derselben herzlich lachen müssen. „Die blaue Schlange (Indianer-Roman von Karl May – Schluß).“ So lautete die verheißungsvolle Überschrift und dann trat er auf, der große Held, der sich hier einmal selbst übermayte, indem er begann: „Ich hatte meine fünf Gewehre umgehängt, den Bärenhörner, mein Henrygewehr, einen Mauserkarabiner, eine Elefantenbüchse und einen Drilling, den Hirschfänger und einen Schleppsäbel umgebunden, drei Paar Revolver und einige Doppelpistolen in den Gürtel gesteckt, den Sauspieß, eine Hellebarde, meinen Tomahawk, einen Lasso und eine Walfischharpune in die Hand genommen und die kleine Gattlingkanone, ohne die ich nie in die Prärie ziehe, im dem Rucksack untergebracht [27] und die Hosentaschen mit Stinkbomben und Dynamitpatronen gut gefüllt. So kroch ich mit der mir eigenen Schläue –“ und nun folgen die unsinnigsten Abenteuer, wie sie selbst ein Old Shatterhand nicht auszuführen vermöchte, wenn dieselben auch immerhin den seinen frappant ähneln; denn „jeden Feind schlägt er furchtbar, aber schonend auf den Kopf, bindet dann die Niedergeschmetterten mit dem Lasso, den er bei solchen Gelegenheiten immer bei sich führt, und zum Abschied gibt er ihnen seinen Segen, den er zu solchen Zwecken auch immer bei sich führt.“ Wie gesagt, ich amüsierte mich bei der Lektüre der kleinen Parodie ganz vorzüglich, und ich fand die launige Art,

auf die Schwächen der Mayschen Romane aufmerksam zu machen und sie zu geißeln, indem man sie lächerlich machte, ganz zweckentsprechend.

Und wie kaum ein zweiter versteht er es, auf diese Stoffgier zu spekulieren; denn im Durchschnitt bringt ein neues Seitendutzend auch wieder ein neues Abenteuer, und darum folgen ihm unsere Jungen atemlos durch dick und dünn, „durch Wüste und Harem“, „durchs wilde Kurdistan“, „von Bagdad nach Stambul“, „in die Schluchten des Balkan“, „ins Land der Skipetaren“, „an den stillen Ozean“, „an den Rio de la Plata“, „in die Cordilleren“, „ins Land des Mahdi“, kurzum in jedes Gebiet, das er ihnen in Goldlettern auf dem grünen Umschlag seiner handlichen Bände ankündigt.

Ich hatte, als ich vom Ausschluß unserer Jugendschriften-Vereinigungen Hamburg-Berlin-München den Auftrag erhielt, vorliegenden Artikel zu schreiben, jahrelang kein Buch mehr von Karl May gelesen, und ich mußte, um auch wörtliche Citate bringen zu können, wieder einen Band zur Hand nehmen. Es ist im Grunde völlig einerlei, welchen aus den 27 Bänden man auswählt, und so ließ ich mir – eigentlich wahllos – den 26. schicken: „Im Reiche des silbernen Löwen“ 1. Teil, nur, weil mir diese Erzählung noch unbekannt war. Wie gesagt: wer sich von meinen Behauptungen überzeugen will, braucht nicht gerade nach [28] diesem oder jenem Buch Mays zu greifen; denn er bleibt überall derselbe. Jeder neue Roman ist eigentlich nur eine überarbeitete und nach Zeit, Ort und Personen etwas umgemodelte Auflage der andern Bände – zuweilen nicht einmal das; denn Karl May kopiert sich immer wieder selbst, und es würden in vorliegendem Bande schon die ersten hundert Seiten genügen, um zu beweisen, was ich behaupte. Ich habe darum meine wörtlichen Belegstellen samt und sonders nur dem 1. Band des Reiseromans „Im Reiche des silbernen Löwen“ entnommen. Man mag in diesem Umstand eine Schwäche meiner Beweisführung erblicken und das Material als nicht erdrückend finden. Ich bin gegenteiliger Ansicht. Ich kenne die meisten Romane Karl Mays und weiß, daß sich die Beweise ins Endlose vermehren ließen wie die Romane selbst. Gerade der Umstand, daß es möglich ist, aus einem beliebigen Band für die charakteristischen Mängel genügend Belege zu finden, scheint mir erdrückender als eine Sammlung von solchen aus sämtlichen Bänden.

Ich stellte vorhin die Behauptung auf, die in den Mayschen Reiseromanen erzählten Begebenheiten, insbesondere seine eigenen Heldentaten, seien unwahrscheinlich, ja geradezu unmöglich. Beweise gäbe es in Fülle. Ich gestatte mir nur einige aus dem oben erwähnten Bande anzuführen.

Was ist da Old Shatterhand oder Kara Ben Nemsî nicht alles möglich?!

Seite 75 befreit er mitten aus einer Schar von 70 lebendigen wachen Indianern einen gefesselten Perser. Von der Unwahrscheinlichkeit seiner Erzählung hat er wahrscheinlich selbst eine Ahnung, da er bemerkt: „Die Indsmen hätten es sehen sollen, ja sehen müssen; aber in ihrer Aufregung sah es keiner von ihnen. Es war wie ein Wunder, daß mir dieser Streich gelang.“ Doch es kommt noch besser; denn „das scheinbar Schwere ist oft viel leichter als das, was leicht erscheint und auch leicht ist!“ (Seite 97.) „Sind mir die Umstände nicht günstig, so erzwingen sie es.“ Um gefangene Freunde aus der Gewalt eines Indianerhaufens zu befreien, „kommt es mir gar nicht darauf an, mitten unter die Roten hineinzuspringen und dem Alten (dem Häuptling!) das Messer an die Kehle zu setzen mit der Drohung, sofort zuzustechen, wenn jemand die Hand gegen mich erhebt und die Bleichgesichter nicht freigegeben werden.“ (Seite 98.) Doch ist dieser Gewaltstreich, dieser „pure Wahrsinn“, wie ihn Mr. Perkins bezeichnet, nicht nötig. Old Shatterhand besiegt die 70fache Überzahl des Gegners durch List. Er fängt den Häuptling To-kei-chun, um ihn gegen die Gefangenen [29] auszutauschen. Es gelingt ihm und zwar auf wunderbare Weise: Old Shatterhand reitet dem feindlichen Trupp – er hat natürlich wieder durch Zufall ihre Wegrichtung erlauscht; denn im Anschleichen und Aushorchen leistet er Unübertreffliches, und was das Wunderbarste ist: die Personen, hinter denen er unbemerkt liegt, sprechen in den verhängnisvollen Augenblicken immer gerade von dem, was Old Shatterhand für seine Pläne tauglich erscheint! – also er eilt auf seinem windschnellen Renner den Feinden eine halbe Tagereise voraus, schleicht sich in einen Wald und – doch lassen wir ihn selbst erzählen: Seite 101: „Dort sah ich mich um; ich mußte mich verstecken, aber wo? Ich brauchte nicht lange zu suchen. Ich sah eine Baumleiche liegen, welche ganz von wildem Efeu übersponnen war. Der Efeu bildete eine grüne Decke, unter welcher ich mich sehr gut verstecken konnte. Freilich war anzunehmen, daß ich nicht das erste Wesen sein würde, welches da eine Zuflucht suchte. Ich kroch hin und stocherte mit dem Bärenröhrling hinein; wirklich stöberte ich da allerlei Viehzeug auf; ich sah sogar zwei Klapperschlangen, welche die Flucht

ergriffen.“ Nun kriecht Old Shatterhand unter die Efeudecke und erwartet die Indianer. Seite 102: „Ein anderer wäre im Zweifel darüber gewesen, ob die Roten überhaupt kommen würden; (wir alle, meine ich!) ich aber war überzeugt, daß meine Vermutung richtig sei.“ Und „sie kamen“. Erst der Trupp mit den Gefangenen, dann der Häuptling. „To-kei-chun fühlte seine Würde und hielt es für denselben (deutsch!) angemessen, nicht unter den gewöhnlichen Krieger zu reiten, sondern ein Stück zurückzubleiben.“ (Seite 103.) Seite 59 heißt es allerdings: „An der Spitze ritt ein alter Häuptling“, heute durfte er nicht mehr vorausreiten, sondern hinterdrein; denn er sollte ja gefangen werden, und „in diesem Falle bekam ich Gelegenheit, ihn in meine Gewalt zu bekommen.“

„Endlich kam er, wohl eine volle Viertelstunde später als die andern. Er stieg ab und setzte sich ganz nahe an den umgestürzten Baum unter dessen Efeudecke ich lag.“ „Ich gestehe, daß mir der Verstand darüber still stehen will!“ sagt einmal der „alte Tim“ (Seite 257) oder gibt's solchen Zufall? Doch nein! Karl May ist der Letzte, der an Zufall glaubt, sagt er doch selbst Seite 267 als Einleitung zum dritten Kapitel: „Wie ich schon oft im Verlaufe meiner Erzählungen getan habe, betone ich auch jetzt wieder, daß ich kein Anhänger der Lehre der Zufälle bin. Ich hege vielmehr die vollständige und unerschütterliche Überzeugung, daß wir Menschen von der Hand des Allmächtigen, Allweisen und Allliebenden geführt werden, ohne **[30]** dessen Willen – nach dem Worte der heiligen Schrift – kein Haar von unserem Haupte fällt. – Meine Erfahrungen stehen mir höher als die Behauptungen meinerwegen sehr gelehrter Personen, welche nur deshalb von dem Einflusse der himmlischen Vorsehung nichts bemerken, weil sie auf denselben verzichtet haben.“ Also kein Zufall, sondern himmlische Vorsehung! Was doch unserm lieben Herrgott nicht alles in die Schuhe geschoben wird! – Doch wieder zu unserm Indianerhäuptling! Der bleibt selbstverständlich „ein gutes Stück hinter dem Heereszug zurück“ und wird von Old Shatterhand gefangen. Und nun spielt der Sieger, um dem Gefangenen seine Überlegenheit zu zeigen, mit ihm, wie die Katze mit der Maus. Er läßt den Häuptling im Wald absichtlich entschlüpfen, um ihn nach einer Viertelstunde wieder zu fangen. Er läßt ihn, scheinbar unbemerkt, auf freier Prairie seinen Renner besteigen, um ihn mit dem Lasse wieder zu erjagen – kurzum, nichts ist ihm, dem Unüberwindlichen, unmöglich.

Aber es kommt noch ärger: Um den gefangenen Häuptling gegen die Weißen auszutauschen, reitet Old Shatterhand mit dem „Totem“ To-kei-chuns ins Lager der Rothäute. Dort – so erzählt er – Seite 151 „spannte ich den Hahn des Stutzens, nahm das Repetiergewehr par pistolet in die rechte Hand, ließ meinen Schwarzsimmel, um mir Raum zu machen, mit ausschlagenden Hufen im Kreise springen und lenkte ihn dann nach dem Hintergrunde, wo die Gefangenen lagen.“ Sicherlich hätte er dieselben mit Leichtigkeit befreit. Da bemerkt er plötzlich nach raschem Überzählen, wobei er ständig laut unterhandelt, daß es nicht mehr siebzig Indianer sind, sondern nur fünfundsechzig. Sofort wird ihm klar, daß die fehlenden fünf Mann hinaus auf die Prairie geschlichen sind, um den gefangenen Häuptling, der von den zwei Gefährten Mays bewacht wird, während der Abwesenheit Old Shatterhands zu befreien. Was tun? „Ich schwang mich“ – Seite 159 – „in den Sattel, gab dem Pferde die Sporen und flog davon, mitten unter die Indianer hinein. – Ich überritt fünf oder sechs, riß ebensoviele um und lenkte um die Ecke. Im ersten Augenblicke vor Überraschung still, erhoben sie dann ein Geheul, welches wie von wilden Tieren klang. Säumen gab es da nicht. Ich trieb meinen Schimmel zur höchsten Eile an; wir flogen wie ein Wetter durch das lichte Gebüsch. Nach einiger Zeit lenkte ich aus demselben hinaus, um einen Blick auf die freie Ebene werfen zu können. Ah, da draußen kam ein Reitertrupp im Galopp auf den Berg und das Buschwerk zu! Den fünf Comantschen war ihr Streich also gelungen. Sie hatten ihren Häuptling befreit und Dschafar und Perkins gefangen genommen. **[31]** Nun hatte ich also sechs Rote vor mir und eine Rotte von über sechzig hinter mir; doch es gab kein Bedenken.

Es galt, den Häuptling wieder zu ergreifen und die beiden Gefährten zu befreien. Das wäre garnicht schwer gewesen, wenn ich die fünf Roten hätte erschießen wollen; aber dies widerstrebte mir selbst in dieser mehr als peinlichen und bedrängten Lage. Nur kein Menschenblut vergießen! Die Pferde freilich konnte ich nicht schonen; sie mußten fallen, wenn ich meinen Zweck erreichen wollte. – Ich hielt mein Pferd an und streichelte ihm den Hals, um es zum ruhigen Stehen zu veranlassen, denn ich durfte keinen Fehlschuß tun, und ebensowenig durfte ich absteigen, weil ich vielleicht gezwungen war, einen oder einige Rote niederzureiten. Ich selbst war nicht im geringsten aufgeregt und konnte mich auf meine sichere Hand verlassen.

Ich nahm den Stutzen vor. Hinter dem äußersten Gesträuch haltend, lugte ich hinaus. Würden die Erwarteten nach der Stelle kommen, an welcher ich mich befand? (Selbstredend!) Ja, sie kamen im Trab gerade auf dieselbe zu. Schon konnte ich ihre Gesichter erkennen.

Voran ritt der Häuptling mit dem auf das Knie gestemmtten Gewehre in der Hand. Hinter ihm folgten drei Rote nebeneinander, und dann kamen zwei, welche die Pferde an den Zügeln führten, auf denen Perkins und Dschafar saßen. Als sie bis auf etwa vierzig Schritt herangekommen waren, legte ich den Stutzen an. Mein Pferd stand still wie eine Mauer. Der erste Schuß traf das Tier des Häuptlings; es tat noch einige Sätze und überschlug sich dann; in welche Lage To-kei-chun dabei kam, das durfte ich nicht beobachten, denn ich hatte meine Augen auf die Pferde seiner Leute zu richten; fünf weitere Schüsse, und sie stürzten eins schnell nach dem andern.“ Die Indianer flohen natürlich, von panischem Schrecken ergriffen. Doch „nun zu dem Häuptling! Eben war er losgekommen und richtete sich auf. Ich trieb mein Pferd an ihm vorbei und gab ihm dabei einen Kolbenschlag, der ihn wieder niederwarf.“ Nun werden die gefesselten Freunde rasch losgebunden. To-kei-chun wird quer über den Sattel gelegt, und hinaus geht's in die freie Prairie. „Keine halbe Minute später hörten wir hinter uns ein vielstimmiges Geheul.“ Es sind die fünfundsechzig berittenen Indianer. Doch was ist das für Old Shatterhand? Sein Zaubergewehr hält sie natürlich alle in Schach, und Seite 172 ist bereits alles glatt erledigt, und sämtliche Gefangenen sind befreit.

Damit wäre die Geschichte eigentlich aus. Aber nein! Es muß sich immer wieder einer fangen lassen, und damit dies auch einigermaßen wahrscheinlich wird, muß der gleich am [32] Anfang gefangen gewesene Perser Dschafar auf dem Ritt durch die Wildnis lyrische Gedichte von Hafis lesen und dabei hinter dem Zuge zurückbleiben. Denn „dieser persische Schöngest hatte ganz besonders heut mehr Auge für seinen Dichter als für die Gegend, durch welche wir kamen“ (Seite 190). Dschafar wird also abermals gefangen, und Old Shatterhand ist genötigt, abermals den Häuptling To-kei-chun in seine Gewalt zu bekommen, um abermals tauschen zu können. Welcher Mangel an eigentlicher ernster Schöpferkraft trotz aller Münchhausiaden und Phantastereien!

Es wäre eine müßige Arbeit, festzustellen, was von all diesen Reiseerlebnissen wirklich erlebt und was erdichtet ist.

Von Halef, dem obersten Scheik der Haddediin-Araber, läßt sich Karl May einmal (Seite 290) folgende Ratschläge geben:

„Übertreibungen? O Sihdi, wie ist es mit deiner Erfahrungheit und Menschenkenntnis doch so schlecht bestellt! Der Mensch ist das einzige ungläubige Geschöpf, welches auf der Welt wohnt; denn Tiere, Pflanzen und Steine können nie ungläubig sein, was du aber gar nicht zu wissen scheinst. Und weil der Mensch den Unglauben ganz allein besitzt, so hat er davon eine so große Menge, daß sie gar nicht gezählt, gemessen und berechnet werden kann. Sagst du das Wort hundert, so wird man dir nur das Wort zwanzig glauben; hast du fünf Kinder, so traut man dir nur zwei zu, und behauptest du, alle zweiunddreißig Zähne zu besitzen, so läßt man dir nur zehn oder elf, zwischen denen sich einundzwanzig Chilahl (Zahnlücken) befinden. Darum wird ein kluger Mann stets mehr sagen als eigentlich richtig ist. Ich, der Besitzer eines einzigen Knaben, behaupte, daß ich zehn Knaben und zwanzig Mädchen habe; ich behaupte, sechsunneunzig Zähne zu besitzen, und das ist keine Lüge; denn ich weiß ja, daß man mir wenigstens drei Viertel davon abziehen wird. – Wenn du einen Wüstenfuchs geschossen hast, muß du unbedingt einen Löwen daraus machen, weil man sonst annimmt, daß es nur eine Maus gewesen sei, und wenn ein Mensch im Flusse umgekommen ist, so muß ich erzählen, daß zehn Personen ertrunken seien; den sonst behauptet man, daß überhaupt gar kein Wasser zum Ertrinken dagewesen sei. Nimm dir diese Worte zu Herzen, Sihdi!“ – In der Tat eine famose Maulhelden-Moraltheorie, wie sie da der kleine Hadschi entwickelt, und der Ratschlag und die Bitte, die er zuletzt seinem Sihdi vorbringt, scheinen nicht in den Wind gesprochen worden zu sein.

Man hat schon viel über den großen Schaden gesprochen, den die Lektüre von Indianer- und Räubergeschichten auf [33] jugendliche Leser ausüben soll, und nicht selten kommt es vor, daß man in den Zeitungen liest von kleinen Banden, die sich unter Zuhilfenahme der elterlichen Kasse Waffen und sonstige Ausrüstungsgegenstände verschafften und in einem Wäldchen in der Nähe des heimatlichen Städtchens ein idyllisches Indianer- oder Räuberleben führten, wenn sie es nicht vorzogen, harmlose Wanderer oder friedliche Gehöfte zu plündern. Andere, deren Phantasie nicht stark genug war, sich über das Stilllose der Umgebung hinwegzusetzen, wanderten nach einem tüchtigen Griff in den väterlichen

Geldbeutel aus. In den meisten Fällen wurden die kleinen Abenteurer noch rechtzeitig und durch die Strapazen der Reise gehörig kuriert irgendwo aufgefangen und glücklich und wohlbehalten in die Arme der besorgten Mutter und unter die Fäuste des gestrengen Herrn Papa zurückgebracht.

Das sind jedoch die krassesten Fälle; viele andere Folgen, wie Unlust an ernsten Arbeiten, schlechte Quartalsnoten und ähnliche, bleiben zumeist verborgen oder doch verkannt; aber ich finde all die Gefahren dieser Art nicht einmal so schlimm, habe ich sie doch einst selbst am eignen Körper erleben und erproben können.

Wie jeder gesunde deutsche Junge, so hatte auch ich einst meine Indianerperiode. Ich mochte damals ungefähr 14 bis 15 Jahre zählen und besuchte gerade eine Mittelschule zu Neustadt, einem Städtchen in Franken, als mir – ich glaube, es war in einem Jahrgang des bekannten „neuen Universums“ – zum erstenmal eine Erzählung von Karl May in die Hand fiel. „Der Ölprinz“<sup>3</sup> lautete der Titel, und unter all den Ausführungen, welche die Geschichte brachte, packte mich am meisten die detaillierte Schilderung des Anschleichens an einen Feind. Da es Karl May liebt, sich selbst immer wieder abzuschreiben, ist es mir möglich, jene Stellen aus dem Ölprinzen heute aus dem „silbernen Löwen“ wörtlich anführen zu können. Da heißt es Seite 100: „Der Boden war weich, und ich sah mich gezwungen, auf allen Vieren zu gehen, das heißt aber nicht auf den Händen und Füßen, sondern auf den Finger- und Zehenspitzen. Was das heißt und wie außerordentlich anstrengend das ist, das weiß freilich bloß der, der es ausgeführt hat. Ich kenne keine körperliche Anstrengung, welche soviel Kraft und Ausdauer erfordert, wie dieses Gehen auf Zehen und Fingern. Dazu kam, daß ich diese Bewegung rückwärts machen mußte, weil es nötig war, die Eindrücke, welche ich doch nicht vermeiden konnte, sogleich wieder auszulöschen. Ich ging also mit den Fußspitzen voran und mit den Fingern hinterdrein, trat mit den letzteren [34] stets genau in die Spur der ersteren und wischte nach jedem Schritte diese Spur mit der Hand wieder aus.“

Ich war schon damals ein eifriger Turner, Schlittschuhläufer und Schwimmer, wie ich mir bis zur Stunde eine fast leidenschaftliche Liebe für jede Art körperlichen Sports bewahrt habe, und so wird mir's niemand verargen, wenn ich sobald als möglich „der“ sein wollte, der wußte, „was das heißt“, sich so anzuschleichen. Und da es nach Karl May nur der wissen konnte, „der es ausgeführt hat“, so ging ich sofort an die praktische Ausführung und kroch nach oben angegebenen Rezept mit allen möglichen Gliederverrenkungen zunächst auf meinem Zimmer um alle Tisch- und Stuhlbeine. Doch trotz lebhaftester Phantasie erschien mir das eigenartige Experiment nicht reizvoll genug, und ich beschloß, meine Übungen ins Freie zu verlegen und gleichzeitig mit mehreren Gesinnungsgenossen einen Apatschen- oder Delawarenstamm zu gründen. Für tiefere Stimmung sorgten die bekannten 25 Pfennig-Indianerbüchlein, und bald hatten wir eine gar stattliche Zahl kriegslustiger Rothäute beisammen. Eine Schlucht in der Nähe Neustadts, ziemlich versteckt querfeldein gelegen, gab uns erwünschten Unterschlupf, und tagtäglich ging's zwischen 12 und 1  $\frac{3}{4}$  Uhr, welche Zeit uns für die Mittagspause freigegeben war, auf geheimen Pfaden durch wogende Getreidefelder nach Indianerart, wobei jeder Einzelne in die Fußstapfen seines Vordermanns sich zu treten bemühte, hinaus ins „Felsgebirg der Anden“.

Dort angekommen, zogen wir unsere Tomahawks und Speere aus dem versteckten Wigwam hervor, zündeten ein Lagerfeuer an und rauchten, indem wir ernst schweigend im Kreis herumhockten, die Friedenspfeife, die der „schwarze Bär“ dem Pfeifenschrank seines Herrn Vaters leihweise entnommen hatte. Eine zweite Rothaut, der Sohn eines Gastwirts, besorgte das „Feuerwasser“, das mit der Friedenspfeife abwechselnd die Runde machte. Der „schlaue Fuchs“ lag derweil droben am Rand der Schlucht und spähte nach „Bleichgesichtern“ aus. Ich hatte mich bald zum obersten Häuptling der Apatschen emporgeschwungen, führte den stolzen Namen „Kriegsaa“ und träumte schon von allen möglichen Skalpen und Wampungürteln und hätte sicherlich noch manche „Tat getan“, wenn nicht unserm Treiben ein jähes Ende bereitet worden wäre. Eines Tages, als ich mich gerade in einem hitzigen Ringkampf mit Unkas, dem letzten Mohikaner und obersten Häuptling der gegnerischen Delawaren, eingelassen hatte, stand plötzlich das verhaßteste aller Blaßgesichter, der Pedell unserer Anstalt, der uns schon längst

---

<sup>3</sup> „Ein Oelbrand“, in: „Das neue Universum“, Verlag Spemann, Stuttgart, 4. Band, 1882/1883. Dort: „Wer dieses Anschleichen nicht selbst versucht hat, glaubt gar nicht, welche eiserne Muskeln und stählerne Nerven dazu gehören, sich mit lang gestrecktem Körper nur auf den Spitzen der Füße und Finger über die Erde hinzuschleichen.“

Unter dem Titel „Der Oelprinz“ erschienen 1877 eine Erzählung in „Frohe Stunden“, Verlag Radelli, Dresden (die Ernst Weber sicherlich unbekannt war) und 1893/1894 der Roman in „Der Gute Kamerad“, Verlag Spemann, Stuttgart.

vergeblich nachgestrichen war, vor den verdutzt auseinanderfahrenden Häuptlingen. Am nächsten Tag [35] waren wir „angenagelt“, und der Leiter der Schule hielt uns eine längere Strafpredigt, worin er vor allem betonte, daß dies kindische Treiben „heranwachsender junger Männer“ unwürdig sei. Er meinte es ja recht gut, der liebe Herr, den ich heute noch verehere, und wir fühlten uns auch fortan, gehorsam seiner Weisung entsprechend, als „heranwachsende junge Männer“, warfen nicht mehr mit Speer und Tomahawk, und wenn wir rauchten, so waren's keine Friedenspfeifen mehr, sondern ganz simple Cigaretten, und auch sonst trieben wir so manches, was sich mehr für „heranwachsende junge Männer“ schickte als Kinderspiele – ob es aber Besseres war, lasse ich dahingestellt.

Doch noch heute denke ich gern zurück an jene Zeit voll romantischer Abenteuer, die unsere Phantasie im Spiel sich schuf, und gar oft im Leben, wenn es recht nüchtern und verständig um mich her zugin, erinnerte ich mich mit einer gewissen Sehnsucht jener wilden Jungenzeit und meiner stolzen Häuptlingsschaft als Oberster aller Apatschen.

Ich bin also eigentlich kein geschworener Feind der Indianergeschichten im allgemeinen, kein abgesagter Gegner des Stoffes überhaupt. Im Gegenteil, ich gebe unserer Jugend, besonders scheuen Jungen, gerne ein Buch, das sie anregt und durch Beispiele persönlichen Mutes selbst mutig und aufgeweckt macht; denn wir brauchen ein frisches deutsches Geschlecht, das den Anforderungen, welche die Zukunft stellen wird, auch mit unerschrockenem Mute und unternehmender Keckheit entgegentritt und sich nicht gleich kopfscheu machen läßt.

Noch aus einem anderen Grunde spreche ich den Indianergeschichten ihre Existenzberechtigung nicht ab. Sie bilden ein Stück Völker- und Kulturgeschichte. Ein großes Volk, dem die Natur gewisse Gaben verlieh, die es nach mancher Hinsicht sogar in hohem Grade vor uns auszeichnen, wird durch die teuflische Habsucht gold- und ländergieriger Europäer, durch den Alkoholismus und eingeschleppte Krankheiten und Laster zum Aussterben gebracht. Bietet nicht schon die nackte Erzählung dieser Tatsachen allein ein Völkerdrama von erschütternder Tragik, einen hochinteressanten Stoff für jeden Epiker? Ich sähe keinen Grund ein, warum wir unsrer lesenden deutschen Jugend dies Gebiet ganz verwehren sollten. Ich denke da an Coopers „Lederstrumpfgeschichten“, an die Erlebnisse jenes schlichten Trappers, der als Träger europäischer Kultur und unerschrockener Pionier des Westens inmitten der Urwaldwildnis ein Heldendasein lebte, das jeden deutschen Knaben anregen und fesseln wird. Auch hier finden sich mancherlei Abenteuer, heldenhafte Taten und blutige Greuelszenen. Aber [36] vergleichen wir Coopers Schriften, dieses Klassikers der Indianergeschichten, mit denen Karl Mays, so wird uns der Unterschied sofort in die Augen springen.

Was Cooper schreibt, wirkt wahr, wahr im literarischen Sinn. Ob es sich genau so, wie es geschildert wird, in der Wirklichkeit zutrug, ist ja für den künstlerischen Wert der Dichtung gleichgiltig – es kommt vor allem auf die Wirkung des Geschriebenen an, ob man dem Schriftsteller glaubt, was er uns sagt. Cooper schreibt wahr, er stellt die Geschehnisse so dar, wie sie seine Seele sah, schlicht und natürlich, und eben darum künstlerisch.

Karl May dagegen bringt nichts Erlebtes, nichts lebendig Empfundenes; er komponiert mit spekulierender Phantasie, um uns etwas weiß zu machen; er dichtet nicht lebensvolle Gestalten, sondern er fabriziert Puppen, wie er sie eben braucht, um den Helden – und das ist immer in letzter Linie nur er – zu verherrlichen. Gibt er einmal einer andern Person, Vorzüge des Körpers oder des Geistes, so geschieht dies nur, um seine eigene Überlegenheit an ihr zu beweisen.

Der Schriftsteller May hat, so viel er auch schrieb und so viele Nebenhelden er auch außer seiner Person herzustellen bemüht war, doch keine einzige lebenswahre und darum lebensfähige Gestalt hervorgebracht. Wie verblaßt und nichtssagend ist zum Beispiel im vorliegenden Band der Perser „Dscharfar“, nach dem das ganze erste Kapitel genannt ist? Eine Null! Und läßt sich May einmal näher auf direkte Personenbeschreibung ein, so karikiert er gleich in so übertriebener Weise, daß jede Wahrscheinlichkeit dabei zerstört wird. So schildert er die beiden Trapper Jim und Tim Snuffle (Seite 4 und 5) als so ähnlich, daß, „wenn diese beiden Männer miteinander in ein Gebüsch gingen und einer von ihnen allein wieder herauskam, man nicht wußte, welcher es war“. Denn Gestalt, Gesichtszüge, Anzüge, Schnürschuhe, Biberhüte, Regenmäntel, Messer, Revolver, Rifles – alles „war geradezu zum Verwechseln“, und selbst „die Maultiere, welche sie ritten, waren in Beziehung auf Farbe, Größe, Bau und



Gang vollständig gleich“. „Eine allzu große männliche Schönheit war ihnen – den Brüdern – nicht zuzusprechen, weil leider der hervorragendste Teil ihrer Gesichter auf eine ganz ungewöhnliche Weise ausgebildet war. Sie hatten Nasen, und zwar was für welche! Man konnte mit aller Sicherheit, jede Wette zu gewinnen, behaupten, daß solche Nasen in den ganzen Vereinigten Staaten nicht mehr zu finden seien. Und nicht die Größe allein, sondern ebenso die Form war außerordentlich und auch die Farbe. Um sich solche Nasen vorstellen zu können, muß man sie gesehen **[37]** haben; beschreiben kann man sie nicht.“ Da haben wir's nun! Vor lauter Nasenschilderung doch kein charakteristisches Nasenbild!

Doch nun nach den großnasigen Trappern eine Gestalt aus dem Orient, die Photographie des Onbaschi Kepek, Seite 498: „Die Wangen hingen wie Säcke herab; unter den Augen bildete die Haut je einen blutrot schimmernden Beutel; es gehörte keine hervorragende Phantasie dazu, die dicken Lippen für Salamiwürste zu halten; die Äuglein waren fast garnicht mehr zu sehen. Nach unten war das Gesicht durch eine Unterkehle abgeschlossen, welche ganz gewiß das Gewicht eines fetten Bologneserschweinchens hatte, und nach oben durch einen Fes, aus dessen Fettflecken, wenn er ausgekocht wurde, sehr wahrscheinlich ein Kilo Hammeltalg gewonnen werden konnte.“ Und so geht es fort. „Das ausgewachsenste Walroß war ein hungriger Waisenknabe im Verhältnis zu seinem Umfang.“ „Die Pantoffel waren die schönsten Donaukähne mit Halbverdeck.“ Daß diese Schilderung besonders schön oder gar appetitlich, trotz Salami und Bologneserschweinchen, wäre, wird niemand behaupten wollen. Aber wir würden uns schon zufrieden geben, wenn wir nur glauben könnten. Doch Karl May glaubt hoffentlich – wir nehmen dies in seinem eignen Interesse an! – selbst nicht an dergleichen Mißgeburten einer witzelnden Phantasie. Anders liegt es bei zwei anderen Gestalten seiner Reiseromane: bei „Winnetou, dem roten Gentleman“, dem Häuptling der Apatschen, und bei „Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah“, dem Scheik der Haddedihs vom großen Stamme der Schammar; denn diese beiden Helden sollen Wesen von Fleisch und Blut gewesen sein, wie ich seinerzeit aus Old Shatterhands höchstem Mund erfahren konnte.

Es sind ohne Zweifel – wenn man hier so sagen kann – Mays gelungenste Gestalten; aber ich glaube an keine von beiden. Von „Winnetou“, dem „brennenden Wasser“, sagte Karl May damals, als wir nach dem „roten Gentleman“ forschten: „Es tut mir leid, daß ich Winnetou bereits geschildert habe. Ich war damals noch nicht recht reif dazu. Erst jetzt wäre es mir möglich, diesen Edelmenschen so darzustellen, wie er wirklich war.“ Ich gebe ja gern zu, daß auch ein Indianer ein Gentleman sein kann, selbst nach europäischen Begriffen, und gleich Seumes „Wilden“ mag manche Rothaut Eigenschaften und Tugenden haben, an denen sich mancher Europäer ein Beispiel nehmen dürfte. Aber ich halte es für ausgeschlossen, daß ein Indianer, der nach den Sitten und Bräuchen seines Volkes, von denen noch viele nach unsrer Ethik unmoralisch erscheinen, erzogen wurde, der in Urwald und Steppe aufwuchs, ein so korrekt denkender und **[38]** fühlender Gentleman wie Mays Winnetou werden kann. Ich halte diese Entwicklung für unnatürlich; denn die Verhältnisse formen den Menschen, und auch wir sind Produkte unsrer Zeit und unsrer Umgebung, und niemand wird behaupten wollen, daß unsre im Laufe der Jahrhunderte entstandenen Sitten und Bräuche, wie unsre Lebensanschauungen, immer so naturgemäß seien, daß ein Bewohner der Wildnis infolge seiner Edelnatur zu denselben psychischen Resultaten gelangen könnte. Überdies scheiden uns noch die charakteristischen Eigenschaften unsrer Rasse von jenem Indianerhäuptling, so daß es mir völlig ausgeschlossen erscheint, daß eine derartige Gestalt in Wirklichkeit je existierte.

Durch Zufall machte ich einst im Eisenbahncoupé die Bekanntschaft eines Agenten der Hagenbeckschen Menagerie, der mit mehreren Trappern jenes Gebiet bereist hatte, wo die Apatschen ihre Jagdgründe haben. Da auch ihm Mays Schriften bekannt waren, hatte er sich dort nach Winnetou, dem berühmten Apatschenhäuptling, erkundigt. Lange konnte er nichts erfahren; endlich teilte ihm ein alter Jäger mit, er habe einen Häuptling dieses Namens gekannt. Als er ihm das letzte Mal begegnet sei, habe der Indianer am Gürtel einen noch feuchten roten Lappen getragen, den er kurz vorher in das Blut eines ermordeten Kindes getaucht hatte.

Es soll nun durchaus nicht behauptet werden, daß dieser Winnetou der Winnetou Karl Mays, der mir ja überhaupt nur ein Phantom zu sein scheint, wäre; ich wollte damit nur ausdrücken, daß ich es für unmöglich halte, daß ein Indianerhäuptling die idealen Eigenschaften alle haben kann, die Karl May seinem „roten Gentleman“ beilegt.

Bei Hadschi Halef, dem arabischen Scheik, ist es nicht anders; nur daß hier die Heldenhaftigkeit des

kleinen Mannes mit den dreizehn Barthaaren mehr ins Komische gezogen ist. Diesen Helden ernsthaft zu nehmen – wir haben ihn ja bereits in einigen seiner Reden kennen gelernt – fällt wohl niemand ein. Ich denke, Karl May tut es selbst nicht, wenn er auch seine Leibhaftigkeit behauptete. Mir scheint, als wäre dieser Halef mit der locker hängenden Nilpferdpeitsche, die jedem Beleidiger gleich ein paar „Kamelpfade“ quer über die „Steppe seines Gesichts“ streicht, nur so eine Art Hanskasperl, das Karl Ben Nemsis plappern läßt, wie’s ihm gerade in den Kram paßt. Lassen wir ihm die unschuldige Freude! Nur sollten dem kleinen Kerlchen nicht gar so große Verstöße gegen die oft angerufene „Logik“ unterlaufen. Denn bald ist Halef von europäischen Verhältnissen, trotzdem er monatelang mit dem Europäer Karl May herumreitet und bereits samt Gattin zum Christentum bekehrt ist, so ununterrichtet, daß er, nach Mays Gemahlin „Emmeh“ sich erkundigend [39] (Seite 395 und folgende), fragt, ob sie von der Milch der „Kamele Butter machen und aus Palmenfasern Stricke drehen und Decken flechten und Datteln entkernen“ könne, ob sie türkisch und arabisch spräche und verstünde, ob sie „Felle gerben und Messer schleifen“ könne. Seite 422 zeigt sich jedoch dieser Sohn der Wüste über Verhältnisse der Eisenbahnen so wohl unterrichtet, daß er sie sogar in einer Satire zu verwerten versteht.

Und wer trotz allem noch an ein solches Seelenkuriosum glauben könnte, der lese Seite 270, 271 und 272 Hadschi Halefs Brief an seinen Sihdi! Ich glaube, er hat dann genug.

Läßt Karl May seine Personen sprechen, so bemerkt jeder Leser sofort den Faden, an dem all ihre Gedanken und Gefühle hängen, und gleich willenlosen Marionettenpuppen werden die Seelen dahingezogen, wo sie der Oberregisseur braucht. Der Verfasser vermag es eben nie, sich in irgend einen Charakter dichterisch zu versetzen und aus dieser Stimmung heraus zu schaffen, sondern er phantastert nur von sich aus an die Personen hin. Daß dabei oft recht kindische Dialoge, selbst zwischen ernst zu nehmenden Männern, vorkommen, kann nicht verwundern.

Was die Wahrheit der mehr allgemeinen Schilderungen von Land und Leuten betrifft, ob Karl May wirklich vierzehnmal in den Vereinigten Staaten und „in den Zwischenzeiten bei Türken, Chinesen und Niggern und auch da, wo man auf Kamelen sitzt und vor lauter Hitze die Haut und das Fell verliert“ (Seite 28) gewesen ist, das zu untersuchen überlasse ich andern. Eine Dame in jener Treffer-Gesellschaft bemerkte zwar in einer kleinen Gesprächspause, sie glaube, Karl May sei nie über die deutschen Grenzpfähle hinausgekommen. Ich bin da anderer Meinung; aber daß May es liebt, auch in dieser Hinsicht auf Kosten der Wahrheit übergrelle Farben aufzutragen, das beweist zum Beispiel die Art, wie er die Küche eines ehemaligen türkischen Bimbassis, als des Obersten sämtlicher Zollbeamten in Bagdad schildert: Seite 530 kommt Halef aus der Küche und erzählt seinem Sihdi von dem Koch und seinem Geschirr folgendes: „In der Ecke steht ein Blechgefäß mit dem Wasser, mit welchem er sein Gesicht und seine Hände wäscht und aus welchem er auch zum Kochen schöpft; auf dem Boden des Wassers liegt der Schlamm mehrere Finger hoch. – Dann sah ich eine Tangara – eine Pfanne. Es war ein schwarzes, dickes Fett mit Fingerspuren drin, und als ich ihn – den Koch – fragte, wozu das sei, erfuhr ich, daß er es zum Einschmieren seiner Schuhe und Pantoffeln nehme. In derselben Tangara kocht er dann Fleisch und Gemüse.“ In der Kasserolle, die zum Braten des Fleisches dient, ist eine Salbe „zur Vertreibung der in seinem [40] Bette wohnenden Bakk“, d. i. der Wanzen. – Recht nett! in der Tat, eine vorzüglich geeignete Lektüre für unsere Institutsfräulein!

Doch fahren wir fort in unsern Betrachtungen! Mir kommt es fast vor, als präpariere sich Karl May sogar die jeweiligen Gegenden, die er bereist, eigens für seine Zwecke. Wer diese seine Art, sich alles zurecht zu legen, kennt, der weiß z. B. S. 66, wo von einem „kahlen Abrutsch“ erzählt wird, daß hier wenige Seite später einer abrutschen wird, und er täuscht sich nicht; denn Seite 74 kommt Tim Snuffle an der „erwähnten Stelle“ „wie auf einem Schlitten herabgefahren“ und zwar „mitten zwischen die Indianer hinein“.

Braucht Old Shatterhand eine Fährte (Seite 52 und 53), so ist sie natürlich noch am nächsten Tag zu lesen; hinterläßt er jedoch für die überlisteten Feinde eine Spur (Seite 178), so wird dieselbe in möglichster Bälde unsichtbar.

Das Lokalkolorit, das der Verfasser seinen Örtlichkeiten zu geben bemüht ist, besteht oft nur in einer Häufung fremdländischer Substantiva. Es kommt mir zuweilen vor, als habe der Schriftsteller zuerst den deutschen Text geschrieben und dann mit Hilfe eines arabischen oder persischen Wörterbuchs die entdeckten Wortformen umgetauscht.

Wie nimmt es sich doch sonderbar aus, wenn er im Text Seite 584 folgendermaßen schreibt:

„Wir sahen da Kalämkar\*)-Gewebe. – Ferner Murgus\*\*) -Wolle und herrliche Färschha\*\*\*), geflammte Seide und wellige Charah†). Auch sahen wir große Ballen von Saghri††), Tschirme hamadani†††) und Puste buchara.§)“ Und darunter nun als Randglosse: \*) Federzeichnung. \*\*) Angoraziege. \*\*\*) Teppiche. †) Moiré. ††) Chagrin. †††) Maroquins. §) Schwarze Lammfelle aus Buchara.

Ist das nicht die reinste Wörkertabelle?

Doch nun zu dem Haupthelden aller Erzählungen selbst, zu Old Shatterhand oder Kara Ben Nemsj, den wir eigentlich schon kennen lernten, da er mit dem Verfasser Karl May ein und dieselbe Person bildet. Wir werden uns darum nur noch mit zwei hervorstechenden Merkmalen beschäftigen, mit der Sucht, sich bei jeder Gelegenheit selbst zu verherrlichen und bei jedem passenden oder nicht passenden Anlaß Moral zu predigen.

Jeder Dichter wird seinem Haupthelden Züge der eigenen Persönlichkeit geben; denn Eigenanschauungen und –gefühle können wir auf jeden Fall überzeugender zum Ausdruck bringen als fremde. Es haben darum auch viele unserer Geistesgrößen [41] Selbstbiographien geschrieben, von Goethe herauf bis zu unsern Modernen; doch kenne ich keinen, der gleich Karl May – die genannten Herren werden mir verzeihen, daß ich Old Shatterhand hier heranziehe! – seinen eigenen Ruhm in so marktschreierischer Weise verkündet hätte. Er nennt sich zwar selbst einen „bescheidenen Schriftsteller“ und kann es nicht „fertig bringen“, zu bleiben, wenn Halef ihn loben will (Seite 289), sondern er entfernt sich diskret, „um die übertriebenen Orientalismen durch seine Gegenwart nicht zu sanktionieren“; aber das hält ihn nicht ab, derartige „Orientalismen“ selbst fortgesetzt in seinen Erzählungen zu verstreuen, sich in einer Art zu rühmen, die unwillkürlich an das bekannte Sprichwort vom „Eigenlob“ erinnert, so daß man sich zuletzt geradezu angewidert fühlt.

Der schon zitierte Faschingsartikel läßt seinen Old Shatterhand unter anderm folgenden Monolog halten:

„Ich bin ein Christ, und der Gott der Christen ist ein gütiger Gott. Ich bin kein Zauberer und Wundermann, sondern nur ein schwacher Mensch, allerdings ein Tausendsassa, der mehr gelernt hat als Brot essen. Ich kann schießen wie keiner, reiten wie keiner, springen, gehen, schwimmen wie keiner, werde nie müde, kriege nie Hunger, bin tapfer wie Leonidas, schnellfüßig wie Achilles, schlau wie ein Fuchs und geradezu blödsinnig intelligent.“ Vergleichen wir diese Ausführungen mit dem, was wir von Karl Mays Taten und Kraftsprüchen bisher erwähnten, so finden wir, daß die Hyperbel, die sich der launige Parodist da geleistet hat, keine übermäßig große ist; denn Old Shatterhand schreibt sich wirklich Eigenschaften zu, die ihn zum anthropologischen Kuriosum machen müßten. Er selbst nennt seine Natur „eine wahre Hippopotamusnatur“; aber trotz der Robustität sind alle seine Sinne von einer Feinheit und Intensität, die nur von den Instinkten gewisser Bestien übertroffen werden. Old Shatterhand riecht (Seite 66) die Indianer, bevor er sie sieht, er hört (Seite 470) das „Geräusch von leisen, leisen Schritten ganz deutlich, obgleich sich die Personen noch ziemlich weit entfernt befinden“. Sein Gesichtssinn ist geradezu enorm. Old Shatterhand liest aus jeder Spur, wenn sie auch noch so unkenntlich geworden ist, Dinge heraus, die ein anderer nicht sehen würde, wenn er selbst mit leiblichen Augen die Wesen mustern dürfte, welche jene Fährte zurückließen. Und dabei dieses Gedächtnis, welches sich auf den Gesichtssinn Karl Mays gründet! Nur ein Beispiel: Seite 486 kopiert Kara Ben Nemsj eine kleine Planzeichnung, welche er einem gefangenen Perser abgenommen hat.

„Einige kleine Gruppen von kommaähnlichen Strichen,“ sagt er selbst, „hielt ich für bedeutungslos, weil sie aussahen, als ob [42] sie nur gemacht worden seien, um die Feder zu probieren oder ein Haar aus ihr zu entfernen. Dennoch blieben sie meinem Gedächtnisse eingeprägt.“ Später, als in einer Erzählung (Seite 561) der Bimbaschi das Wort „Striche“ erwähnt, fallen Kara Ben Nemsj jene Kommata, „nicht nur ihre Zahl, sondern sogar ihre verschiedene Größe und gegenseitige Lage“ wieder ein. Er erkennt, daß es „nicht Kommata, sondern Worte in babylonischer Keilschrift“ waren, und übersetzt die nach flüchtigem Anschauen in seinem Gedächtnis haften gebliebenen und für bedeutungslos gehaltenen Striche in folgende Worte: „romen 'a. Illai in tat kabad 'a. Illai – –“, wörtlich zu Deutsch: „darbringen dem höchsten Gotte mit der Absicht allein zur Pracht des höchsten Gottes – –“

Das spricht doch jeder psychologischen Weisheit Hohn; aber bei Karl May verlernt man das Staunen und Wundern; denn wunderbar und zauberhaft ist alles, was er direkt sein eigen nennt, der Renner, der ihn trägt, die Waffen, die ihn schützen. Betrachten wir nur noch eine der letzteren, den berühmten

Henrystutzen! Fünfundzwanzigmal schießt er mit diesem „Zaubergewehr“, ohne laden zu müssen. Dabei schleppt er eine Unzahl von Patronen im Gürtel mit, wie er uns seinerzeit erzählte. Und wie schießt er? Jeder Schütze weiß, daß selbst das beste Gewehr auf größere Entfernung eine gewisse Streuung hat – bei unserm deutschen Infanteriegewehr beträgt dieselbe, wenn ich nicht irre, bis zu 100 Meter die Größe einer Faust, bis zu 250 Meter die Größe eines Kopfes, sodaß also selbst eine mechanisch unverrückbar festgeschraubte Waffe bei mehreren Schüssen nicht immer den gleichen Punkt trifft, sondern eine elliptische Fläche in den oben angegebenen Größen. Seite 331 läßt nun Kara Ben Nemsis zehn Lanzen auf hundert Schritte Entfernung nebeneinander in die Erde stecken und gibt, „ohne scheinbar genau zu zielen, schnell hintereinander zehn Schüsse ab, so schnell, dass sie nicht gezählt werden können“, und trifft alle Lanzen, „bis auf ein Haar gleichweit entfernt von ihrer Spitze.“

„Gestatten Sie eine Frage, Herr Doktor,“ bemerkte ein Herr aus unserer Gesellschaft damals im Treffersaal, als Karl May auf seinen Stutzen zu sprechen kam, „Sie erzählen da, daß Sie fünfundzwanzigmal schießen, ohne zu laden. Das ist nur bei einem Magazingewehr möglich. Ihr Henrystutzen ist keines, wie die Photographie zeigt. Ihre Behauptung scheint mir darum unmöglich.“ Old Shatterhand lächelte ironisch: „Das verstehen sie nicht, mein Herr!“ „Bitte, ich bin Offizier, Beamter der Artillerie-Werkstätte, und die Beschäftigung mit allen möglichen Schußwaffen ist mir Lebensberuf.“ „Mag sein! Sie können in Ihrem Beruf ja [43] ganz tüchtig sein; meinen Henrystutzen begreifen sie darum doch nicht. Das ganze Geheimnis liegt zwischen Lauf und Laufmantel. Vielleicht erfahren Sie einmal später davon. Ich habe nur noch zwei große Lebenszwecke zu erfüllen: eine Mission bei den Apatschen, deren Häuptling ich bin, und eine Reise zu meinem Halef, dem obersten Scheik der Haddedihs-Araber. Dann aber werde ich vor den deutschen Kaiser treten: „Majestät, wir wollen einmal miteinander schießen.“ Ich werde ihm meinen Henrystutzen vorführen. Derselbe wird in der gesamten deutschen Armee eingeführt werden, und kein Volk der Erde wird dann je den Deutschen widerstehen können.“

Es ist nun eigentlich eine unangenehme Sache für den Kritiker, immer wieder persönlich werden zu müssen; aber die eigentümliche Lage der ganzen Angelegenheit zwingt dazu, da Held und Autor ein und dieselbe Person sind. Was letzteren, den Schriftsteller Karl May, als solchen betrifft, so kann man getrost behaupten, daß derselbe keine Spur einer sich immer mehr vervollkommnenden dichterischen Entwicklung durchgemacht hat, so daß man von einem Wachstum – ich meine von einem künstlerischen – seiner Werke sprechen könnte. Er ist eben kein wahrer Dichter, er ist ein phantastischer Macher, und seine Werke lesen sich trotz des buntesten Wechsels von Personen und Ländern eins wie das andre: Erfundene Abenteuer, heimtückische Feinde, hundertmal überwundene Gefahr, Gefangenschaft und endliche Befreiung aus der verwickeltesten Lage – das ist die Disposition für alle siebenundzwanzig Bände. Daß Karl May im Laufe seiner schriftstellerischen Tätigkeit gelernt hätte, lebenswahre, durch die Verhältnisse ihrer Umgebung und durch die Grundanlage ihres Wesens charakteristisch gestaltete Menschen von Fleisch und Blut – im literarischen Sinn! – zu schaffen, davon ist nirgends etwas zu bemerken. Im Gegenteil, der künstlerische Wert seiner Schriften, wenn man überhaupt von einem solchen reden will, bewegt sich in absteigender Linie. An Winnetou und Halef glaubt unsere urteilslose Jugend noch; den somnambulen Alten im „Jenseits“ nimmt auch sie nimmer ernst; der langweilt sie höchstens.

Ein Leser mit feingebildetem und ästhetisch geläutertem Geschmack wird einen Mayschen Band überhaupt nach den ersten hundert Seiten schließen; aber auch unsere stoffhungrigen Jungen müssen an den letzten Schriften Mays müde werden. Wie jedermann, der einmal irgend etwas aus seiner Feder las, bekannt sein wird, liebt es der Verfasser, zwischen den epischen Teil seiner Romane hin und wieder seinen religiösen und moralischen [44] Gefühlen freien Lauf zu lassen und zwischen selbstgefälligen Schilderungen seiner Heldentaten und blutiger Grausamkeiten viele seitenlange Sermonen über das Dasein Gottes, über Gottes- und Nächstenliebe und ähnliche theologische Fragen einzuschachteln, also an Stellen, wo sie zum mindesten deplaciert erscheinen müssen. „Ich bin ein Christ und gönne selbst dem verächtlichsten Menschen das Leben; denn ich weiß, daß Gott allein der gerechte Richter ist. Außerdem bist du eine so armselige Kreatur, daß es mich ekelt, mich mit einer Strafe für dich zu befassen.“ (Seite 481.) Das ist nun freilich eine eigenartige christliche Liebe, und die fast zehn Seiten lange Predigt, die er (Seite 606 beginnend) dem alten Bimbasche hält, daß dieser zuletzt zu weinen beginnt und vom Atheisten zum gottvertrauenden Christen wird, glaubt man ihm nicht mehr. „Ein wirkliches Leben lebt nur

der, welcher Gott und seiner Liebe lebt.“ – „Gott verlangt nichts, nichts von uns als nur Liebe, Liebe und immer wieder Liebe.“ Ich verspürte wenig von dieser Liebe in den Worten, welche Karl May bei unserem persönlichen Zusammensein dem Weltreisenden und Reiseschriftsteller Eugen Wolf widmete. Es waren recht gallige Bemerkungen, die da über den vermeintlichen Konkurrenten von seinen Lippen fielen, und ich bin nicht ganz sicher, ob mir Old Shatterhand nicht bei seinem nächsten Besuch in München auf die Bude steigt und mir den berühmten Jagdhieb handgreiflich demonstriert.

Wo der Autor in seinen moralisierenden Ergüssen tiefgründend zu werden vermeint, wird er in Wahrheit platt: „Gott ist das absolute Ich; wer ihn leugnet, vernichtet sich in Wirklichkeit selbst; eine Lächerlichkeit, denn wer leugnet, muß doch existieren.“ (Seite 549.) Unserer Jugend schaden diese Stellen nun an sich allerdings nicht; denn unter zehn liest sie kam einer; sie springen darüber hinweg, das Predigen ist ihnen „zu fad“, es steht ihm auch gar nicht an, dem „Tausendsassa“, der alles niederschmettert, der alten Indianerhäuptlingen mit einem einzigen Schuß beide Knie durchlöchert, der sollte nicht predigen wie ein Pfarrer auf der Kanzel! nein, das sollt' er nicht! – Aber mein lieber Junge, du redest, wie du's verstehst. Der „Herr Doktor“ meint's ja gar nicht so, wie du es nimmst, und gewisse Kreise denken eben anders darüber. Noch vor wenigen Jahren zählte Karl May seine wärmsten Gönner unter der deutschen Geistlichkeit. Protestantisch oder katholisch – die konfessionelle Klippe wußte der Autor glücklich zu vermeiden; die Liebe der Geschlechter war ebenfalls völlig aus den Mayschen Schriften verbannt – erst in den letzten Werken treten die beiden Frauen „Hanneh“ und „Emmeh“, die beiden [45] „Unvergleichlichen“, auf – dazu der beständige fromme Augenaufschlag zu dem „Allmächtigen, Allgütigen, Allweisen!“ Kein Wunder, wenn ihn theologisch, aber nicht ästhetisch gebildete Kreise für einen musterhaften Jugendschriftsteller hielten und der Verbreitung seiner Werke Vorschub leisteten. Wenn ich auch nicht glaube, daß ein hoher geistlicher Würdenträger – so erzählte uns nämlich Karl May persönlich – ihm etwa Folgendes geschrieben habe: „Sehr geehrter Herr! Wir wollen eine Kirche bauen; der Grund ist gelegt; aber das Geld ist alle. Bitte, bauen Sie das Gotteshaus aus!“ und daß er sie dann wirklich ausbaute – wenn ich auch nicht an diese verhängnisvolle Freundschaft glaube, weiß ich doch aus eigener Erfahrung, daß sich z. B. hier in München ultramontane Vereinigungen der Schriften Karl Mays aufs Wärmste annehmen. So veranstaltete der sogenannte „katholische Lehrerverein München“, zu dem sich allerdings kaum der vierzigste Teil der gesamten großstädtischen Lehrerschaft bekennt, eine Weihnachtsausstellung empfehlenswerter Jugendschriften, bei welcher der „ganze May“ als empfehlenswert aufgelegt wurde. Erst seit neuester Zeit wird man nach dem Verbot der Rektorate unserer Mittelschulen, Karl Maysche Schriften zu lesen, auch in diesen Kreisen anscheinend etwas stutzig. Seither war es ein „frommes“ Buch; das genügte; der literarische Wert kam er in zweiter Linie oder gar nicht in Betracht.

Damit stünden wir vor dem Schlusse unserer Ausführungen, die sich länger hinausdehnten, als am Anfang beabsichtigt war, und wir hätten nur noch die Frage heranzuziehen, deren Beantwortung den Kern unserer Darlegung bildet, die Frage:

Dürfen wir unserer Jugend Karl Mays Schriften in die Hand geben?

Es wird den geneigten Leser, der uns bis hierher folgte, nicht überraschen, wenn wir diese Frage mit einem entschiedenen „**Nein!**“ beantworten und zwar einzig und allein aus literarischen Gründen:

Die Reiseromane Karl Mays sind keine wahren Dichtungen; sie entbehren jedes tieferen, poetischen Gehalts. Sie sind nur geeignet, die ungesunde und ungeordnete Stoffgier jugendlicher Leser in roher Weise zu befriedigen und damit, indem sie jedes künstlerische Interesse schon im Keime ersticken, direkt unkünstlerisch zu wirken und den literarisch-ästhetischen Geschmack zu vergiften. Sie erzielen [erziehen] ferner den kleinen Leser zu einem sprunghaften Vorwärtshasten, zu einem miß- oder leichtfertigen Überschlagen ganzer Seiten, die ihm wegen mutigen (?) religiöser oder moralischer Tendenzpredigten uninteressant [46] erscheinen müssen, und ertönen auf diese Weise schon von vornherein die Fähigkeit, mit Ruhe und Sammlung an ein dichterisches Kunstwerk heranzugehen und sich in dieses zu vertiefen; sie verhindern also jeden reinen Kunstgenuß, der immer nur ein Resultat liebevoller Hingabe an die dichterische Eigenart und ernsthafter Nachschöpfung des lebenswahr Vorgeführten sein kann.

Aus all diesen Gründen wirken Karl Mays Schriften auch direkt unmoralisch und unsittlich; denn sie trüben im unverdorbenen Kinde das Gefühl für Wahrhaftigkeit, wenn sie nicht gar durch

„hinreißende Beispiele“ den kleinen Leser zum Lügner und Windbeutel abrichten. Sie lassen sich lange täuschen, sie glauben die haarsträubendsten Geschichten, unsere guten, dummen Jungen, denen die Schläfen brennen und die Augen flammen, wenn sie ihren Helden in Gefahr sehen, sie glauben ihm lange – aber hat er einmal ihr Vertrauen verscherzt, dann hat er bei ihnen ausgefressen für immer, und gar zu gerne ist unsere rasche Jugend dann dabei, die Fehler des Einzelnen zu verallgemeinern und den Glauben an die Wahrheit des Geschriebenen überhaupt zu verlieren. „‘s ist ja nur eine G’schichte!“ Wie oft hört man diese unkindliche Weisheit aus dem Munde unserer Kinder, denen doch die großen Wahrheiten des Lebens vor allem in den reinen veredelnden Gestalten vor die Seele treten sollten, wie sie die Besten unseres Volkes schauten und wiederschufen.

Karl May ist ein Krösus unter den deutschen Schriftstellern. Er hat sein Schäfchen im Trockenen, und es sollte ihm – wenigstens vom pekuniären Standpunkt aus – wenig daran liegen, ob ihm noch ein paar Hunderttausender mehr oder weniger in den Schoß fallen. Wir mißgönnen ihm den Mammon nicht! Möge er ihn in Ruhe genießen! Möge er aber auch unsere deutsche Jugend in Ruhe lassen und sie nicht mehr durch Verbreitung seiner phantastischen und unwahren Stücke ästhetisch und moralisch verbilden; denn unsere Zukunft braucht wohl ein mut- und kraftvolles Geschlecht, das vor den großen Aufgaben, die sie ihm stellen wird, nicht feige zurückbebt; aber sie braucht ein Volk, das auf dem Boden der Wirklichkeit steht, das den Kopf nicht voll phantastischer Abenteuer hat, sondern das Leben menschlich nimmt, doch verklärt von den [dem] Schimmer unserer großen deutschen Kunst.

Ich maße mir nun nicht an, auch nur zu glauben, daß meine kritischen Bemerkungen es vermöchten, den schädlichen Einfluß, den die Schriften dieses sogenannten deutschen Jugend- und Volksschriftstellers [47] auf unmündige Leser aller Altersklassen ausüben, in Zukunft hintanzuhalten. Unkraut ist ja bekanntlich lebenszäher als Edelgewächs, und ich weiß recht wohl, daß Karl May nach wie vor gelesen wird, wo immer es eine künstlerisch ungebildete stoffgierige Masse gibt, und wenn auch nicht mehr durch maßgebende Kreise sanktioniert, so doch im geheimen. Daran zweifle ich keinen Augenblick; aber ich bin schon hoch befriedigt, wenn es mir gelungen ist, Eltern und Erzieher auf die verderblichen Wirkungen Mayscher Romane aufmerksam und zu gewissenhafter Selbstprüfung angeregt zu haben. Denn wir alle, denen es um die Zukunft unseres deutschen Volkes zu tun ist, haben die heilige Pflicht, insbesondere unsere deutsche Jugend, zu wahren und zu hüten vor allem, was ihr Schaden bringen könnte, vor allem, was sie auf Abwege führt oder ihnen Fallstricke legt auf dem Wege, der sie emportragen soll zu den reinen Höhen deutscher Kunst.

